

und Jeremy Borovitz' Kind hatte zusammen mit einer Babysitterin das Gelände verlassen. Als die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher verstanden, dass sie mit dem Tode bedroht wurden und es unklar blieb, ob es sich um einen oder mehrere Attentäter handelte, verbarrikadierten sie sich im Inneren und mussten bis zum Eintreffen der Polizei ausharren.

Nachdem es dem Täter nicht gelang, in die Synagoge einzudringen, ermordete er die Passantin Jana L., bedrohte weitere Menschen in Mordabsicht, zog weiter und nahm schließlich Aufstellung vor dem Kiez-Döner, heute Tekiez. Hier brachte er den jungen Mann Kevin S. um, der ihm wie ein „Nahöstler“ erschienen war. İsmet Tekin, der zusammen mit seinem Bruder Rifat Tekin den Imbiss führte, fand sich den Kugeln des Täters ausgesetzt, als er zu Hilfe kommen wollte, ebenso die Besatzung der angerückten Polizei. Bei seiner anschließenden Flucht bedrohte der Täter weitere Menschen mit dem Wagen und verletzte den aus einer Straßenbahn ausgestiegenen Aftax I., der aus Somalia geflüchtet und als Schwarzer Mensch deutlich zu erkennen war. Die mörderische Spur setzte sich fort bis zu dem Paar Dagmar Mönkemeyer und Jens Zinecker in Wiedersdorf, von dem er die Autoschlüssel verlangte und die seitdem lebenslang gezeichnet bleiben von den schweren Verletzungen, die er ihnen zufügte; es war ein Wunder, dass sie überlebten. Dem Versagen seines selbst gebauten Waffenarsenals, der Robustheit der Eingangstür zur Synagoge, der Beherrschung eines Taxifahrers, dem umsichtigen Handeln der im Gotteshaus Eingeschlossenen und anderen Umständen ist es zu verdanken, dass 66 Menschen das Töten überlebten. Die Überlebenden schließen die ermordeten Jana L. und Kevin S. in ihre Gebete, in ihre Erinnerung mit ein, die Jüdische Gemeinde zu Halle widmete ein Denkmal dem Andenken, die Stadt Halle ließ an den Orten des Geschehens Gedenktafeln mit ihren Namen anbringen. Die Betreiber des Kiez-Imbiss, die Brüder Tekin, führten ihren Laden mehr als ein Jahr lang bei laufendem Betrieb gleichzeitig als Ort des Gedenkens weiter, der ihnen und den Bürgerinnen und Bürgern den Raum gab, ihre Anteilnahme auszudrücken. Die gesamte Wandfläche gegenüber dem Eingang war mit dem Bild eines Fußballfeldes bedeckt. Denn für den 20 Jahre alten Kevin S., der sich gerade erstmalig mit Erfolg außerhalb der Familie ein selbständiges Leben auf-

baute, war der Fanclub des Halleschen Fußballclubs HFC neben der Familie und dem Betrieb der wichtigste soziale Ort geworden. Ein HFC-Trikot und -Schal waren hier gewidmet, Statuen kleiner Engel, ein Gedicht, das Schreiben des World Jewish Congress, eine Zeile aus dem Koran. Auch ein Scheck war hier zu sehen: die Spendensammlung der Jüdischen Studierendenunion zur Unterstützung der Brüder Tekin, die durch den Anschlag wirtschaftlich in Not geraten waren und die durch die Stadt und die Bundesregierung keine Hilfe zu erwarten hatten.

Die jüdischen Überlebenden betonten vor Gericht und in Interviews, wie sehr sie sich den Brüdern Tekin als muslimisch Betroffene und Einwanderer und den anderen rassistisch verfolgten Menschen verbunden fühlen. Es war ihnen sehr wichtig, dass das Tatmotiv Rassismus und Antisemitismus deutlich wurde.

Eindringlich hatte Naomi Henkel-Gümbel, die selbst Überlebende aus der Synagoge ist, dazu aufgerufen, in der Berichterstattung auf die Nennung des Täternamens zu verzichten. Spätestens seit dem Anschlag in Christchurch auf Besucherinnen und Besucher von Moscheen, bei dem ein Täter 51 Menschen getötet und weitere 50 verletzt hatte, musste die Weltöffentlichkeit verstehen, dass die Nennung von Täternamen nicht zu deren Ächtung beitrug, sondern sich als zielführend für die Täter erweisen sollte, damit sie unter Gleichgesinnten mörderischen Ruhm erlangten und Nachahmungstaten befeuerten.

In Halle hatte sich der Täter nach diesem Muster per Livestream mit einer Community verbunden, die per Darknet das Gesicht des Rechtsterrorismus weltweit prägt: mörderisch, einem „arischen“ Rassegedanken verpflichtet; eine Gefolgschaft, vereint in „White Supremacy“ und mit dem erklärten Tötungswillen gegenüber allen Menschen, die ihnen diese Position zu gefährden scheinen: die „Feinde“ der White-Supremacy-„Fighter“ sind die Nicht-Männlichen, die Queer- und Nicht-heterosexuell-Orientierten, Muslime, Schwarze und geflüchtete Menschen; ein Weltbild, das sich auf das Repertoire der nationalsozialistischen Ideologie und dessen rassistischen Reinheits- und völkischen Vorstellungen bezieht und sich fort schreibt als Kampfansage an die politische Bewegung der Diversität. Der jüdische Mensch gilt ihnen als Inkarnation nicht nur des Bösen

schlechthin, sondern auch als Drahtzieher einer Weltverschwörung, die dem „arisch“ Reinen und Gesunden Verderbnis bescheren würde und eben auch das Einbringen des „Fremden“ oder „Anderen“ in den „Volkskörper“ verantwortete. Vom Greis bis zum Kind, hatte der Angeklagte erklärt, müsse er jüdische Menschen töten.

Am 20. Dezember 2020 verurteilte das Oberlandesgericht Naumburg, das seit 21. Juli 2020 in Magdeburg tagte, den Täter zu lebenslanger Haft und erkannte eine besondere Schwere der Schuld, so dass nach Verbüßung der Strafe Sicherungsverwahrung vorzusehen ist. Das Gericht sah die „antisemitische, rassistische, fremden- und frauenfeindliche Tatmotivation sowie seine grenzenlose Menschenverachtung“ als konstitutiv für die Tat an. Viele Betroffene äußerten sich erleichtert nach dem Urteil; allerdings wurde die Wertung des Gerichts, den Anschlag auf İsmet Tekin und Aftax I. nicht als Mordversuch anzusehen, von vielen Nebenklägerinnen und Nebenklagevertretern nicht geteilt. Die Betroffenen legten Revision ein.

Roman R., Vorbeter in der Synagoge in Halle, sagte vor Gericht: „Niemand in der Synagoge hat ihm etwas getan. Der einzige Grund, warum wir angegriffen wurden, ist, weil wir Juden waren.“ Als russischer Einwanderer hatte er 1999 bei seiner Ankunft in Deutschland auf Hebräisch nur den Satz gekannt: „Hitler ist tot.“ Er sagt, dass seine Welt durch den Anschlag erschüttert wurde, dass er das Land verteidigt habe, dass er die Kultur verteidigt habe, dass er als deutscher Staatsbürger stolz gewesen sei und dann gedacht habe, es nützt alles nichts, „du bezahlst Steuern, du machst alles, wie es sein soll. Und trotzdem hilft es nichts ... Sofort war mein Gedanke, ich verlasse dieses Land, ich ziehe nach Israel ... meine ganze Welt war zerrüttet“. Der Historiker Michael Brenner schrieb wenige Tage nach dem Anschlag: „Die sprichwörtlichen Koffer, schon lange ausgepackt und ausgeleert, stehen bei vielen Juden in Deutschland noch auf dem Dachboden. Wir sollten sie herunterholen. Es ist an der Zeit zu überlegen, was wir einpacken. Noch können wir sie stehen lassen, aber sie sollten bereit sein, denn der Tag, an dem wir sie brauchen, mag nicht mehr weit sein.“ Das Attentat von Hanau hatte noch nicht stattgefunden. Neun Menschen starben am 19. Februar 2020, weil sie den Communitys der Eingewanderten angehörten, Sinti und Roma oder „andere“ Deutsche waren. Mordmotiv: Rassismus. Daniel Strauß,

Vorsitzender des Verbands der Sinti und Roma Baden-Württembergs, wiederholt sich, als er nach diesem Anschlag erneut mit der Möglichkeit rechnet, seine Familie in Sicherheit bringen zu müssen. Das erste Mal sprach er während der Pogrome gegen vietnamesische Vertragsarbeiterinnen und -arbeiter und Roma-Familien in Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda in den 1990er Jahren davon. In den Communitys der jüdischen Menschen und der Sinti und Roma werden Erinnerungen wachgerufen, die aus Familienerzählungen stammen: von Großeltern, Onkeln und Tanten, die die Shoa nicht überlebten.

Jetzt war es die dritte Generation danach, die betroffen war und die der Anschlag zurückführte in das, wovor ihre überlebenden Großeltern sorgsam ihre Kinder und Enkelkinder hatten behüten wollen. Als Rabbinerin Rebecca Blady zum Tatgeschehen aussagt, beginnt sie davon zu berichten, was ihrer Großmutter während der Shoa geschehen ist. Durch den Mund der Enkelin, ausdrücklich autorisiert nach einem Telefongespräch mit ihrer Großmutter in New York, berichtet sie davon, wie der KZ-Arzt Josef Mengele Mutter und Tochter an der Rampe des KZ Auschwitz brutal trennt, die Mutter wird niedergeschlagen, die Tochter daran gehindert, ihr zu helfen. Die Tochter, Rebecca Bladys Großmutter, überlebt. Bilder des Vergangenen, die nie vergangen sind. Nie hat sie vor einem deutschen oder internationalen Gericht davon sprechen können, was ihrer Familie, was ihr in der Shoa geschah. Es ist die Enkelin, die diese Aufgabe für sie übernimmt. Sie spricht in diesem Augenblick für sie, und es ist gleichzeitig ein kollektives Schicksal, das durch sie gegenwärtig wird. Andere sprachen Gebete und Ezra Waxman sang in jiddischer Sprache die Strophe eines Liedes, auch dies eine Würdigung der Großmutter und ihres Überlebens und eine politische Demonstration. In einem Gerichtssaal in Deutschland ist Hebräisch und Jiddisch zu hören und niemand wird die, die das tun, daran hindern. So haben viele Zeuginnen und Zeugen in ihren Aussagen nicht nur darüber gesprochen, was geschah; darüber, wie sie sich durch die Behandlung durch die Polizei noch einmal in einer für sie bedrohlich empfundenen Situation wiederfanden, sondern sie haben in diesem Gerichtssaal ihr Jüdischsein bekannt, deutlich und gut zu verstehen. Und nicht nur das Jüdischsein, Frausein, Queersein,

Linkesein, sagt Sabrina Slipchenko die darauf aufmerksam macht, dass sie eine Exotisierung als Jüdin ablehnt. Das Bekennen als solches bekam den Charakter einer politischen Ansage gegenüber der rechts-extremen White-Supremacy-Ideologie. Rabbiner Jeremy Borovitz sagte, dass er seit den Tagen des Anschlags auf der Straße Kippa trägt. Die Situation der Überlebenden bleibt fragil, sie werden heimgesucht von dem Albtraum jenes Tages, viele benötigen Beistand, um die posttraumatische Wiederkehr der Ereignisse zu verarbeiten. In dieser Hinsicht erfüllte der Prozess eine Aufgabe, die in zahlreichen Verfahren, in denen es um Gewalttaten aus rechter, rassistischer und antisemitischer Gesinnung geht, nicht oder kaum wahrgenommen wird: den Betroffenen die Möglichkeit zu geben, darüber, was ihnen geschah, zu sprechen und alles auszusprechen, was sie sagen möchten. So war es für Ezra Waxman, der überlebte, wichtig, dem Täter gegenüberzutreten und ihn selbst zu befragen. Die Antworten waren rassistisch, menschenfeindlich, antisemitisch und hatten volksverhetzenden Charakter. Für Mollie Sharfman wird das Auftreten vor Gericht ein Akt der selbstbewussten Vergewisserung, wenn sie sagt, dass das Judentum stärker ist als das, was dieser Täter wollte, und dass er sich mit der falschen Familie angelegt habe, mit den falschen Leuten und ihr Leiden hier und jetzt ein Ende gefunden habe.

Es ist nicht die Grausamkeit der Tötungsabsicht, wie sie sich bei den Anschlägen anderer Rechtsterroristen in Oslo und Otøya, in El Paso, in Christchurch und in Pittsburgh zeigte, die diesen Anschlag von anderen unterschied. Es ist die Tatsache, dass er in einem Land geschieht, in dem das Eingesperrtsein jüdischer Menschen in einer Synagoge ein historisches Gedächtnis wachruft, das solche Taten als das Handeln deutscher Einsatzgruppen, als Legitimität und Bestandteil eines planmäßigen industriell betriebenen Massenmords während der nationalsozialistischen Diktatur bewahrt. Es ist dieses Ziel der vollständigen Auslöschung der als Feind bestimmten Gruppe, die die Netzwerke eines solchen Täters verfolgen. Sie sprechen von jüdischen und anderen als „anders“ markierten Menschen als nicht „human“, ein bewusstes Anknüpfen an NS- und rassistische Ideologien wie sie zum Beispiel auch durch den Ku-Klux-Klan verfolgt werden.

Die Überlebenden sprachen ausdrücklich davon, dass sie sich als jüdische Menschen als Teil der vielen verstanden, einer Gesell-